

Wissen

«Misshandelte Kinder sind nicht zum Elend verdammt»

Der Entwicklungspsychologe Dante Cicchetti erforscht die Widerstandsfähigkeit traumatisierter Kinder.

Matthias Meili

Vergangene Woche berichtete der «Bund» in einer erschütternden Serie über Emily und Yvonne (Namen geändert), die jahrelang sexuell missbraucht worden waren. Beide Frauen wurden dadurch schwer geschädigt. Emily leidet an einer Persönlichkeitsstörung, Yvonne hat ständig Depressionen und fühlt eine unbändige Wut.

Doch nicht alle Kinder, die unter widrigen Umständen aufwachsen, leiden lebenslang. Es gibt Menschen, die sich trotz Misshandlungen oder Vernachlässigung gut entwickeln. Sie sind offenbar besonders widerstandsfähig. Experten nennen solche Kinder «resilient», und die Fähigkeit, den Widrigkeiten zu trotzen, heisst Resilienz.

«Resilienz ist ein lebenslanger dynamischer Prozess», erklärt der 64-jährige amerikanische Entwicklungspsychologe Dante Cicchetti. Er gehört zu den führenden Forschern auf dem Gebiet und weilte kürzlich in Zürich, wo er den mit einer Million Franken dotierten Forschungspreis der Jacobs Foundation entgegennehmen konnte. Cicchetti wuchs als Sohn italienischer Einwanderer in einem sozial benachteiligten Quartier in der Industriestadt Pittsburgh auf. Viele seiner Freunde in der Kindheit waren vernachlässigt worden, andere wurden geschlagen und misshandelt. In der Nachbarschaft habe er die Schattenseiten des Lebens schon früh kennen gelernt, erinnert er sich heute. «Damals schloss ich mit mir selber eine Abmachung: Ich wollte verstehen, was da passiert.» Cicchetti studierte klinische Psychologie und Entwicklungspsychopathologie und begann alsbald, Fragen der Kindesentwicklung zu erforschen – zunächst an der Universität von Minnesota mit geistig behinderten Kindern, dann in Harvard und schliesslich in einer eigenen Klinik in Rochester im Bundesstaat New York.

«Geh in die Forschung»

Cicchetti fiel früh auf, dass nicht alle misshandelten Kinder im selben Ausmass litten. «Die raue Nachbarschaft, in der ich aufgewachsen bin, gab mir also die Möglichkeit, über diese Dinge nachzudenken», sagt der Forscher, der streng katholisch erzogen wurde. Er glaube noch heute an Gott, doch nicht mehr als Katholik, sondern als spiritueller Mensch im weiteren Sinn. «Als ich studierte, wollte ich vor allem helfen. Aber ein Mentor an der Universität gab mir damals einen weisen Rat: «Geh in die Forschung», sagte er, «dort kannst du viel mehr bewirken.»

Seit den 80er-Jahren ist die Forschung auf dem Gebiet der Resilienz stark gewachsen und wurde auch in Europa aufgenommen. Ihre Wurzeln gehen zurück auf die Arbeit mit geistig behinderten



Der Psychologe Dante Cicchetti erkannte, dass nicht alle Kinder gleich unter Grausamkeiten leiden. Foto: Ben Kaiser (Jacobs Foundation)

Kindern sowie mit Kindern von Eltern, die an Schizophrenie litten. Bis Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurden psychisch geschädigte Kinder vor allem als Kinder mit einem fast unabänderlichen Defizit begriffen – sei dies aufgrund einer schlechten Erfahrung oder eines Geburtsschadens entstanden. Doch zunehmend zeigte sich, dass ein Kind eine dynamische Entwicklung durchmacht, in der es auf seine Weise auf Umwelteinflüsse reagiert. Diese neue Sichtweise öffnete den Blick für Faktoren, die eine Fehlentwicklung begünstigen – oder auch davor schützen.

In einer vierzigjährigen bahnbrechenden Längsstudie mit mehreren Hundert Kindern von der Hawaii-Insel Kauai identifizierte die US-Forscherin Emmy Werner einige Kernfaktoren, mithilfe derer sich Kinder mit schwierigen Erlebnissen doch zu «leistungsfähigen, zuversichtlichen und fürsorglichen Erwachsenen» entwickeln konnten: Sie fanden Halt in einer stabilen Beziehung zu einer Vertrauensperson inner- oder ausserhalb der Familie, sie hatten die Fähigkeit zur Selbstregulation, ein positives Selbstbild und konnten offen auf andere zugehen. Werners Buch «Verletzlich, aber unbesiegt» von 1982 wurde zum Klassiker der Resilienzforschung.

Der Begriff Resilienz stammt aus dem Lateinischen, wo er die Eigenschaft eines Materials bezeichnet, nach einer Verformung wieder in den ursprünglichen Zustand zurückzukehren. Dieses Bild beschreibt die Vorgänge besser als der oft verwendete Begriff der Widerstandsfähigkeit. Dante Cicchetti und andere haben das Konzept der Resilienzfaktoren weiterentwickelt. So wurden immer mehr Einflüsse berücksichtigt, die nichts mit den persönlichen Ressourcen des Kindes zu tun haben, Familienkonstellationen etwa oder das soziale Umfeld.

Es gibt immer eine Chance

«Die Fähigkeit, widrigen Umständen zu trotzen, ist jedoch ein seltenes Phänomen», sagt Cicchetti. Je nach Quelle würden sich 10 bis 25 Prozent der traumatisierten Kinder gut entwickeln. «Oft werden auch falsche Kriterien angewendet. Wenn ein misshandeltes Kind keine Depressionen hat, heisst das nicht, dass es resilient ist. Das bedeutet nur, dass es bei der Diagnose nicht depressiv war. Und selbst dann ist es möglich, dass das Kind später doch noch depressiv wird.»

Eine Botschaft ist dem charismatischen Entwicklungspsychologen wichtig: «Diese Kinder sind nicht zum Elend verdammt. Selbst wenn das traumati-

sche Erlebnis im frühen Alter stattfindet, gibt es eine Chance.» Allerdings lasse sich nicht voraussagen, welches Kind sich gut entwickle und welches nicht. «Wir wissen nicht sicher, ob sich ein Kind wirklich erholt, aber wir können seine Widerstandsfähigkeit unterstützen.» Wenn man zum Beispiel gezielt die Eltern-Kind-Beziehung stärke, hätten es die Kinder oft auch in der Schule und unter Gleichaltrigen leichter.

Ein Schwerpunkt in Cicchettis Forschung ist die Suche nach den biologischen Faktoren der Resilienz – zum Beispiel nach Veränderungen im Gehirn – mittels bildgebender Verfahren. Grosse Hoffnung setzt der Forscher auch in die Epigenetik, welche die Auswirkungen von einschneidenden Ereignissen nicht auf die Gene selber, sondern auf deren Aktivität erfasst. Gerade kürzlich hat er eine Studie gestartet, in der er mithilfe von speziellen Chips das Epigenom von geschädigten Kindern mit demjenigen einer Kontrollgruppe vergleicht.

Cicchetti glaubt zwar, dass die biologischen Faktoren nur einen kleinen Teil an die Resilienz beitragen. «Aber sie wurden bisher fast vollständig ausser Acht gelassen. Wir wissen noch so wenig – und wir sollten diese Fragen gründlich erforschen.»



Boris Cyrulnik, neuropsychiatre, écrivain: «J'ai des souvenirs de mon père chantant «de l'autre côté de la rue, il y a une fille, une belle fille...»

«Le déni touche tout le monde»

L'invité. En janvier 1944, des hommes armés sont venus l'arrêter dans son lit d'enfant pour l'envoyer en déportation. Dans son nouveau livre, **Boris Cyrulnik** exhume ses souvenirs et les confronte à l'histoire collective. Rencontre à Paris.

INTERVIEW VÉRONIQUE CHÂTEL, PARIS
PHOTOS FRANCINE BAJANDE

Coopération. Vous connaissez la Suisse?

Boris Cyrulnik. Pas autant que je le voudrais. Mon rêve aurait été de travailler comme chercheur pour l'OMS et d'être à Genève. J'aime beaucoup cette ville. Hélas, cela ne s'est pas fait.

Ce qui ne vous a pas empêché de voyager en tant que méde-

cin. Vous êtes allé un peu partout où il y avait des enfants «abandonnés», en Roumanie notamment.

J'y suis allé avec Médecins du Monde après la chute du Mur pour m'occuper des enfants qu'on avait découverts dans les orphelinats. Tout le monde les croyait autistes. En les voyant se balancer d'avant en arrière, se prendre la tête dans les mains, je me suis souvenu de moi, enfant.

Je me suis rappelé ces années passées de foyer en foyer et quand, sans sécurité affective, je me détériorais.

Que voulez-vous dire?

Ces enfants, pas plus que moi, n'étaient des autistes. Ils étaient capables de sou-



mère vous a confié à l'Assistance publique en juillet 42.

Je crois qu'il faut distinguer l'abandon du sentiment d'abandon. On peut ne pas être abandonné et éprouver un sentiment d'abandon et inversement. J'ai sans doute été très malheureux que ma mère me laisse tout seul à l'Assistance publique, car je n'ai aucun souvenir de ce jour, alors que j'en ai de plus anciens de ma mère. Mais durant toute la guerre, j'ai été entouré de Justes, avec lesquels je me suis senti en sécurité.

Il y avait des méchants, je le savais, c'était les gestapistes et les miliciens, mais il y avait aussi des gentils. Le monde était clair. Après la guerre, je me suis senti abandonné, car un juge pour enfants m'a renvoyé d'une institution à une autre. J'en ai fait une quinzaine en deux ans. Dans ces conditions, il m'était impossible de tisser des liens, de nouer des relations affectives et donc de me développer intellectuellement.

C'est au contact de votre tante Dora, qui obtient votre garde et vous offre une sécurité affective, que vous reprenez votre développement...

Oui, dès l'instant où ma tante m'a offert un bonheur affectif avec son ami, je me suis métamorphosé intellectuellement. De minable à l'école, je me suis retrouvé premier. On m'a même fait sauter une classe pour préparer l'examen d'entrée au lycée, qui était en 1948 réservé à une minorité. On vivait dans une chambre de 9 m², près de Pigalle, sans eau ni électricité, mais c'était le bonheur. J'aimais l'école, j'y avais des copains.

Vous étiez pourtant un petit garçon un peu trop sérieux.

J'étais comme sont souvent les garçons dans les pays en guerre, je l'ai observé au Liban, au Rwanda: mature trop vite. A l'âge de 10 ans, j'aurais pu vous expliquer la dif-

férence entre le marxisme et le capitalisme. Mais je n'étais pas léger, insouciant.

Mais si vous n'aviez pas été réfléchi, vous ne vous seriez pas sauvé la vie!

C'est vrai! Quand j'ai été arrêté en 1944 à Bordeaux, j'ai été emmené à la synagogue où se trouvaient beaucoup de gens. J'ai tout de suite compris qu'on allait nous tuer car il y avait une sélection dès l'entrée. J'entendais dire autour de moi qu'il y avait une table qui envoyait à la mort. J'ai vu des gens à l'air abattu et d'autres qui cherchaient des coins pour s'enfuir. Je leur ai collé au train et j'ai moi aussi cherché une cache. Pour moi, cela a marché.

«La présence de mes petits-enfants me donne un sentiment de plénitude»

Avez-vous des souvenirs de vos parents?

J'ai des souvenirs de mon père chantant *de l'autre côté de la rue, il y a une fille, une belle fille*. J'ai d'ailleurs été surpris un jour de découvrir qu'Edith Piaf la chantait aussi! Je me rappelle ma mère en colère contre un jeune oncle parce que pour jouer, il m'avait en-

voyé une fléchette en caoutchouc sur le front. Sinon, j'ai plein de souvenirs reconstitués. Mes parents sont morts tous les deux à Auschwitz.

Quel genre d'attachement avez-vous eu plus tard avec les femmes?

Je les ai longtemps un peu surestimées. Je pensais qu'elles ne pourraient pas m'aimer. Et puis j'ai rencontré ma femme en première année de médecine et nous sommes toujours mariés. Elle est ma colonne vertébrale affective. Mais il ne faut pas lui dire (*rires*). J'avais besoin de stabilité affective, et elle me l'a offerte. Elle en avait peut-être besoin aussi...

Avez-vous été un père heureux?

J'espérais avoir beaucoup d'enfants, pour constituer une tribu familiale. J'en ai eu deux, c'est un échec. Heureusement, j'ai deux petits-enfants merveilleux. Leur présence me donne un sentiment de plénitude. Avec eux, je me sens bien, ils me réjouissent.

Vos descendants connaissent-ils votre histoire avant la sortie de ce livre?

Oui, plus ou moins. Je l'avais racontée, mais c'est étonnant comme le déni touche tout le monde. On préfère oublier ce qui fait mal.

tenir le regard, de rechercher le contact pour peu qu'on les rassure. Des scanners l'ont prouvé: ces enfants souffraient de troubles du développement psychoaffectif car ils avaient été abandonnés et que la partie frontale de leur cerveau s'était atrophiée. Je me suis senti proche d'eux émotionnellement et je n'ai pas supporté qu'on les abandonne. J'ai voulu qu'on s'occupe d'eux comme on s'était occupé de moi. Et c'est ce qui a été fait. Beaucoup de ces enfants ont pu regagner des facultés.

Comme vous le racontez dans votre livre, vous vous êtes plus senti abandonné après la guerre que lorsque votre



**Portrait
Boris Cyrulnik en dates**

1937. Naissance officielle à Bordeaux, mais vraie-naissance, dit-il, en 1944 lorsque des hommes viennent l'arrêter en pleine nuit pour le mettre à mort.

1970. Diplôme de neuropsychiatrie.

1974. Chargé de cours d'éthologie humaine à la Faculté de médecine de Marseille. Il développe et vulgarise le concept de résilience, soit la capacité de l'être humain, s'il est bien entouré, à reprendre un développement «sain» après avoir été en état d'agonie psychique.

2012. «Sauve-toi, la vie t'appelle» (Editions Odile Jacob) est le seizième livre de Boris Cyrulnik, qui a hésité un temps entre la carrière de médecin et celle d'écrivain.





Bizarre

Lana Del Rey, itinéraire d'une enfant glacée Page 27



Bon

Le savagnin digne de figurer dans une vinothèque idéale Page 27

Beau

Dans l'intimité d'un costume Ermenegildo Zegna Pages 26-27

LE TEMPS

Page 23
Samedi 20 octobre 2012



FRANCK COURTES/AGENCE VU

Une histoire, des dates

- ▶ 26 juillet 1937 Naissance à Bordeaux, de parents réfugiés d'Europe de l'Est.
- ▶ 1939 Son père s'engage dans un régiment de volontaires étrangers.
- ▶ 1942 Sa mère le confie à l'Assistance publique pour éviter qu'il soit arrêté avec elle. Il sera ensuite accueilli chez une institutrice, Marguerite Farges, qui le cache.
- ▶ 1943 Rafle des juifs à Bordeaux qui sont regroupés dans une synagogue. Le petit Boris se cache dans les toilettes et échappe à la déportation. Il survit caché par différentes personnes jusqu'à la Libération.
- ▶ 1945 Retourne chez Marguerite Farges puis chez sa tante Dora, la sœur de sa mère, qui l'a retrouvé et qui devient sa tutrice.
- ▶ 1967 Interne en neurochirurgie à Paris.
- ▶ 1974 Chargé de cours, Faculté de médecine de Marseille.
- ▶ 1983 Premier livre, *Mémoire de singe et Paroles d'hommes*, chez Hachette.
- ▶ 1996 Directeur d'enseignement à l'Université de Toulon.
- ▶ 1999 *Un Merveilleux Malheur*, chez Odile Jacob, ouvrage marquant sur la résilience.
- ▶ 2012 Sortie de son autobiographie *Sauve-toi, la vie t'appelle*, chez Odile Jacob. Sy. Ta.

Boris Cyrulnik, une vie pour comprendre

Le psychiatre français raconte dans son nouveau livre comment, enfant, il a échappé à une rafle. Le pape de la résilience est donc lui-même un résilient. **Sylvie Tanette** lui a demandé comment son enfance avait nourri ses théories. Et comment ses recherches avaient éclairé sa vie

C'est un grand monsieur affable et malicieux que les médias, ces jours-ci, s'arrachent. Boris Cyrulnik, le neuropsychiatre et éthologue le plus célèbre de la francophonie, vient de sortir un nouveau livre* - ses mémoires, lit-on sur la couverture. Alors, il fait le tour des plateaux où il explique inlassablement, à des journalistes émus par son récit et ébahis par son calme, ce qu'a été son enfance. Comment, à six ans, il s'est caché dans les toilettes de la synagogue où avaient été rassemblés les juifs de Bordeaux. Comment il a été protégé par des justes. Derrière ce discours, on devine un ob-

jectif clair: faire en sorte que son expérience soit utile. On a de la chance, il est à Paris et on a pu trouver une heure pour caser l'interview. Alors, on court chez son editrice. Plafonds moulurés, Paris pluvieux de l'autre côté des grandes fenêtres. Boris Cyrulnik arrive et il est d'emblée, comme on s'y attendait, d'une amabilité détendue et espiègle. On a lu son livre et les questions se bousculent. On ne sait ce qui est le plus intéressant dans cet ouvrage. Il y a l'histoire elle-même de Boris, né dans une famille de réfugiés d'Europe de l'Est, qui ignore ce que le mot juif signifie mais ap-

prend qu'il ne faut pas le prononcer si on veut survivre. Un petit garçon dont les parents disparaissent, et qui lui-même échappe de peu à la déportation. Il y a les années d'isolement où il est ballotté de planque en planque. A la Libération, une tante le récupère et la vie se reconstruit. Brillant élève, il étudie la médecine malgré une situation de grand dénuement. La suite, on la connaît mieux. Boris Cyrulnik fait découvrir au grand public le concept de résilience (voir encadré page suivante), qui permet de penser que, sous certaines conditions, un enfant brisé peut se reconstruire.

Mais ce qui est touchant dans ce livre, c'est que justement, Cyrulnik ne s'est pas contenté d'écrire son autobiographie. Il utilise son expérience pour, encore et toujours, expliquer ce phénomène de résilience, pour nous en apprendre sur la construction de notre propre mémoire et de notre personnalité. Surtout, il est beaucoup question de langage dans ce livre, de choses tues ou dites, Cyrulnik rappelant au passage que, dans les années d'après-guerre, il lui était impossible de raconter son histoire: on ne l'écoutait pas.

▶ Interview en page 24

Le Temps: Quel est votre sentiment sur ces années où, quand vous parliez, on vous faisait taire ou on ne vous croyait pas?
Boris Cyrulnik: Je n'ai pas de colère, mais je sais qu'en ce temps-là j'ai une personnalité coupée, clivée comme disent les psychanalystes. Une partie parle normalement mais ne dit ce que vous êtes capables d'entendre, une autre partie, qu'on appelle la crypte, se tait, parce que je sais que si je parle de la guerre vous n'allez pas comprendre, ou éclater de rire. Ce n'est pas une souffrance mais une amputation. Je peux partager avec vous des tas de choses, mais ce n'est pas la peine que je parle de certains aspects de ma vie. Du coup, ma personnalité est névrosée puisque le déni est un symptôme de névrose.

“ C'est la définition du déni: je me rappelle ce qui m'est arrivé, j'y pense beaucoup, mais je m'arrange pour engourdir l'émotion associée à la mémoire ”

– Mais vous racontez que, même à des enfants qui ont vécu à peu près la même histoire, et que vous côtoyez après-guerre dans des camps de vacances et au lycée, vous n'en parlez pas...

– Que nous en parlions entre nous serait logique, mais pas psychologique. Dans ces institutions, nous étions tous des orphelins ou survivants, et nous n'en parlions pas. C'est la définition du déni: je me rappelle ce qui m'est arrivé, j'y pense beaucoup, mais je m'arrange pour engourdir l'émotion associée à la mémoire. Et puis, dans ces institutions, la devise était celle de Loth dans la Bible: ne pas se retourner sur le passé, aller de l'avant. C'était sûrement un mécanisme adaptatif à l'époque.

– Vous dites pourtant qu'on y pense tout le temps.
 – C'est la définition de la crypte. Georges Perec parlait d'encryption, il en a fait une littérature de l'énigme. Le déni, en effet, n'est pas le refoulement, dans lequel je crois que je n'ai pas de mémoire. Là, je me rappelle bien. Mais, comme je ne peux pas le partager, je fabrique une crypte mentale. Beaucoup se sont sortis de là par la créativité. Il y a eu beaucoup d'artistes parmi ces enfants.

– Et vous dites que Georges Perec est votre frère d'armes.
 – On a la même biographie, on a les mêmes réactions et le même humour. Je l'ai découvert quand il a décroché le Prix Renaudot, j'avais dans les vingt-cinq ans. J'ai lu *La Disparition*, ce livre où la voyelle «e», comme «eux mes parents», a disparu. Pour Perec, la mémoire est un acte de création.

– Vous n'avez pas écrit de romans ni fait des films. Pourquoi avoir choisi la voie de l'étude, et pas celle de la création.

– Je n'ai pas été assez courageux. Je rêvais d'être cinéaste et romancier et, quand j'étais adolescent, j'écrivais de petits romans que je vendais à des journaux et qui ont joué un rôle important. Donc, j'ai d'abord réagi comme ça. Mais ma tante me disait que ma mère aurait voulu que je sois médecin, c'est devenu une mission sacrée puisqu'elle était morte. Avec une mère qui est là on peut s'opposer, pas avec une mère morte, donc parfaite. Et puis je pensais que, pour se faire accepter par un pays, c'était le métier parfait, c'est ce que pensent les Maghrébins aujourd'hui, beaucoup deviennent médecins. Et je voulais offrir un milieu sécurisant à la femme et aux enfants que j'aurais.

– Et, à 10 ans, vous écrivez dans une rédaction que vous voulez être psychiatre.

Au fait, qu'est-ce que la résilience

► Au départ, le terme de résilience désigne un phénomène physique: la capacité d'un matériau à retrouver sa forme initiale après avoir subi un choc.
 ► Ce sont des psychologues américains qui ont commencé à l'employer en remarquant, chez certains êtres humains, une étonnante capacité à surmonter une épreuve, à mener une vie normale après un traumatisme.
 ► Boris Cyrulnik en a fait le thème principal de ses recherches et a vulgarisé le concept

– Je pensais que la société était folle, pour avoir donné l'ordre à des hommes de tuer presque toute ma famille et de me tuer alors que j'avais six ans. Je croyais qu'être psychiatre me permettrait de comprendre pourquoi. Bien sûr, c'était un contresens. La psychiatrie n'explique pas ces choses-là.

– Dès ce moment-là, vous semblez habité par l'envie d'aider les autres. C'est ce qui vous a motivé dans ce que vous avez fait après?

– Je voulais aider les autres, mais je ne savais comment. Cela dit, je n'aimais pas les théories psychiatriques de l'époque, qui employaient encore le mot «dégénérescence». C'est surtout ce qui explique mon cheminement marginal.

après du grand public francophone. L'éthologue et neuropsychiatre a décortiqué les différents mécanismes de la résilience.
 ► Un milieu sécurisant dans les premiers mois de la vie, mais aussi, après le choc, la possibilité de parler de ce qu'on a vécu, le fait d'être accueilli dans un milieu stimulant, la création artistique sont autant de facteurs qui peuvent expliquer ou favoriser ce phénomène de résilience. **Sy. Ta.**

– Sur votre chemin, vous rencontrez les enfants des orphelinats de Roumanie. Est-ce que cela vous a éclairé sur votre propre expérience? On a l'impression d'un aller-retour constant entre votre histoire et votre métier.

– Exactement, une intersubjectivité. Quand j'ai vu les enfants abandonnés, j'ai remarqué leurs comportements autocentrés. On me disait qu'ils étaient autistes mais moi, je me souvenais de la façon dont je me comportais quand j'ai été isolé, j'avais été comme eux et je n'ai pas l'impression d'être autiste. Ces enfants ne l'étaient pas: si on s'approchait d'eux trop brusquement, ils avaient peur mais, si on les apprivoisait, ils se blottissaient contre nous. La suite des événements nous a donné rai-

son, on a pu récupérer beaucoup de ces enfants. Cela n'aurait pas été possible si on avait continué à croire que ce n'était pas la peine de s'occuper d'eux.

– J'imagine qu'il n'est pas si simple de voir sa propre histoire resurgir. Votre carrière a dû être jalonnée de moments forts qui vous ont réexpliqué votre vie...

– Oui, et c'est le principe du contre-transfert en psychanalyse. Je pense même que mon enfance a thématiqué ma carrière. Par exemple, dès le début, je me suis intéressé à l'abandonné. De ce fait-là, je me suis tourné vers l'éthologie, mais, à l'époque, il fallait choisir son camp entre psychanalyse et éthologie. Par l'implicite de mon enfance, je ne pouvais pas choisir mon «camp». Par bonheur, j'ai eu un poste à Marseille, où j'étais autonome et où j'ai pu poursuivre mes recherches.

– Votre vie continue à thématiser vos recherches. Dans ce nouveau livre, votre autobiographie est un prétexte pour expliquer différents concepts.

– Exactement. Je voulais l'appeler *Souvenirs d'enfance revisités à la lumière des neurosciences*. Ce n'est pas une autobiographie, car je voulais éviter un récit édifiant à ma propre gloire. Ce qui m'intéressait, c'était de prendre un souvenir d'enfance marquant, l'empreinte d'un trauma, et adopter une démarche scientifi-

que, critiquer ce qui est dans mon souvenir. Je vais chercher si la mémoire traumatique est une mémoire comme les autres. Est-ce que c'était comme ça? Je vais voir des gens, je vais sur des lieux, je vais visiter ce qu'il y a dans ma mémoire, je vais tenter de comprendre pourquoi je me trompe, pourquoi je me souviens de détails d'une précision étonnante alors que, par ailleurs, il y a tellement de flou et de recomposition. En fait, je me rends compte que j'ai amené ma mémoire pour la rendre cohérente. Les erreurs que j'ai faites ne signifient pas que ce que je

“ Ces enfants autistes ne l'étaient pas: si on s'approchait d'eux brusquement, ils avaient peur, mais si on les apprivoisait, ils se blottissaient contre nous ”

dis est faux... En même temps, tout a un sens, la mémoire est dynamique. C'est l'intentionnalité de son passé. Si je me sens bien, je vais chercher dans mon passé les scénarios que j'ai gardés en mémoire et qui expliquent pourquoi je me sens bien. Si je me sens mal, je cherche dans mon passé d'autres faits. Dans aucun des cas je ne mens.

– Dans votre livre, on a parfois l'impression que vous tenez à briser certaines images toutes faites que l'on a de vous. Vous dites par exemple que, si vous aviez été plus équilibré, vous ne seriez pas devenu médecin.

– Il faut toujours se méfier des idées reçues, l'évidence est un piège de la pensée. On a fait une étude sociologique sur le devenir social de gens qui ont vécu à peu près la même histoire que moi. Une petite partie est fracassée tandis qu'un fort pourcentage a connu une réussite sociale et une carrière exceptionnelle. J'ai oublié le chiffre exact, mais c'est de l'ordre de 70%. On l'explique par un courage morbide. Ces gens travaillent dix-huit heures par jour, sept jours par semaine. Quand on est équilibré, on travaille mais on va à la plage, au foot, on a des amis, on perd du temps. La réussite sociale n'est pas un critère de résilience. C'est plutôt le bénéfice secondaire de la névrose. **Sy. Ta.**

*** Sauve-toi, la vie t'appelle, de Boris Cyrulnik. Éditions Odile Jacob, 294 p., 2012.**



Une scène du film «Au revoir les enfants» de Louis Malle. Le cinéaste a fait ce film à partir d'un souvenir d'enfance: un jour, deux Allemands en civil sont entrés dans sa classe. Ils venaient chercher un de ses camarades, qu'ils ont envoyé à Auschwitz. Aucun enfant ne savait qu'il était juif. ARCHIVES

Le site internet qui renseigne les amants sur leur degré de parenté

En Islande, 320 000 habitants, on peut savoir si on couche avec un(e) cousin(e) éloigné(e) grâce à la base de données Islendingabók

Non, Marie n'était pas vierge. C'est un fait qui ne se discute quasiment pas entre Islandais, en grande majorité protestants luthériens. Pour les sociologues, cette donnée joue sur la sexualité de ces insulaires, qu'ils soient hommes ou femmes. On a longtemps vendu les «nuits chaudes de Reykjavik» comme un argument

marketing de plus pour visiter l'Islande. Le touriste attentif notera que cela n'a rien à voir avec la prostitution (catégoriquement interdite sur l'île), mais plutôt avec une façon d'être, somme toute très décomplexée. Deux facteurs dopent visiblement la libido locale: une étonnante décontraction entre les gens (prénom et toponyme sont la règle) et une consommation d'alcool à laquelle aucune inhibition ne peut biologiquement résister. Résultats: les Islandais sont particulièrement actifs sexuellement. Un problème? Point du tout. Mais il existe certaines situations qui, eux, les interrogent. A commencer par la parenté.

Se marier avec un cousin
 C'est une autre particularité sur cette île: tout le monde est cousin au neuvième degré. L'Islande ne comptant que 320000 habitants,

les chances de retrouver sous les draps un parent plus ou moins proche sont réelles. «Dans ma famille, mais je crois que c'est la règle pour tous ici, on a coutume de dire qu'il est acceptable de se marier avec un cousin au minimum au troisième degré», raconte Audur, une jeune femme en quête d'une relation. Drager en ayant en tête son arbre généalogique, voilà qui demande une sacrée mémoire. Mais, depuis quelque temps, les Islandais disposent d'un outil électronique qui ne fascine pas seulement les généalogistes: l'*Islendingabók*. Soit «le livre des Islandais». Une base de données interactive capable de remonter 1200 ans en arrière, «j'ai accès, sur le site, à toutes les générations qui m'ont précédées», commente Audur. Et même jusqu'au premier de sa lignée, qui descendit d'un drakkar

pour poser le pied sur la terre volcanique d'Islande, sans doute autour d'Ingólfur Arnarson, connu depuis 874 comme «le premier des Islandais». La moitié des habitants se sont abonnés au site depuis sa création. Sur la plateforme de l'*Islendingabók*, les internautes se découvrent, «en moyenne, un ancêtre commun au 7e degré», explique Fridrik Skulason, l'ingénieur en informatique créateur du site, associé à deCode Genetics, une entreprise islandaise spécialisée dans la recherche médicale. Conscient du caractère inouï de cet échantillon de population (très peu mêlée à d'autres au cours des siècles), deCode a très vite mesuré l'intérêt de modéliser l'affaire pour pouvoir notamment étudier les maladies génétiques. Mais pas seulement. L'une de ses études scientifiques assure, en se

basant sur la généalogie de l'île, que les unions au troisième degré de parenté favoriseraient la fécondité. On est donc loin des figures de «dégénérés» que l'imaginaire collectif associe généralement à l'inceste.

La limite à respecter
 Reste qu'en Islande, comme ailleurs, faire couple en famille ne se crie pas sur les toits. Si chaque culture définit la limite à respecter, «chez nous, des cousins germains peuvent légalement se marier, explique Fridrik Skulason, mais c'est extrêmement rare; tout le monde convient que c'est trop proche. Cousins issus de germains, c'est limite, mais discutable. Mais si le couple est plus distant que cela, personne ne trouvera rien à redire». C'est le fameux seuil du «troisième degré», généralement admis par tous. L'Islande ne crimi-

nalise pas la relation – bien sûr consentie – entre frères et sœurs. Mais cela n'a pas toujours été le cas. Tous ici connaissent l'histoire de Sunnefa et Jon, condamnés à mort en 1740 pour inceste. Mais savait aussi que le shérif qui les poursuivait était en fait l'auteur du seul vrai crime de l'histoire: il avait violé Sunnefa. «Le livre des Islandais» fait un tabac sur Facebook: «Collègues et camarades de classe découvrent qu'ils sont cousins au 4e ou 5e degré», commente Fridrik Skulason. Les relations amoureuses? Une compagnie de téléphone en a fait un spot: un homme et une femme se réveillent ensemble, visiblement ils se sont rencontrés la veille, cherchent leurs portables, se connectent au site et consultent la base. Et paniquent en réalisant qu'ils sont très proches parents. **Marie-Joëlle Gros**